
This item was submitted to [Loughborough's Research Repository](#) by the author.
Items in Figshare are protected by copyright, with all rights reserved, unless otherwise indicated.

Druiden und Demonstrationen. 1968 aus der Sicht eines englischen Geschichtsstudenten

PLEASE CITE THE PUBLISHED VERSION

http://www.v-r.de/en/title-0-0/das_jahr_1968_ereignis_symbol_chiffre-1006794/print/9783899716665.pdf

PUBLISHER

Vienna University Press at V&R unipress (© V&R unipress in Göttingen / www.vr-unipress.de)

LICENCE

CC BY-NC-ND 4.0

REPOSITORY RECORD

Knight, Robert. 2019. "Druiden Und Demonstrationen. 1968 Aus Der Sicht Eines Englischen Geschichtsstudenten". figshare. <https://hdl.handle.net/2134/15533>.

Robert Knight

Druiden und Demonstrationen: 1968 aus der Sicht eines englischen Geschichtsstudenten

1. Trust no-one over Thirty

Vor ein paar Jahren las ich in einem Aufsatz eines Studenten, dass man in der Studentenrevolte lernte, »niemandem über 30 zu trauen.« Das hat der Student – Jahrgang etwa 1985 – penibel in der Vorlesung seiner etwa 50jährigen Professorin niedergeschrieben. Dies klang wie eine Neuversion des bekannten Paradoxon der Antike, wo der Kreter behauptet, dass alle Kreter Lügner seien.

Ich werde aber nicht über das Kreta der Antike, sondern über Großbritannien im Jahre 1968 schreiben, und zwar aus der zugegeben subjektiven Sicht eines Geschichtsstudenten, der damals 15 Jahre alt war. In Anbetracht der bekannten methodologischen Einwände gegen die Zeitzeugen werde ich außerdem meine Anmerkungen an zwei Stellen durch eine einzigartige bisher von der Wissenschaft vernachlässigte schriftliche Quelle ergänzen, und zwar mein Teenager-tagebuch, das ich aus guten Gründen jahrelang auf meinem Dachboden versteckte.

2. Geschichtsstudium in der Schule – Tory versus Whig?

Was für ein Geschichtsbild konnte man sich als Student oder Schüler in England der 1960er Jahren aneignen? Sicherlich kein homogenes, hier rede ich subjektiv von meinen Erfahrungen zuerst als Schüler dann als Student. Ich schicke voraus, dass ich als 15jähriger weder profundes Wissen noch ein großes Reflexionsvermögen besaß.

Wenn ich einige Hauptelemente aus der Masse meines Geschichtsstudiums herausstreichen müsste, so ging es vor allem – von reiner Faktenaneignung abgesehen – um einige zentrale historiographischen Debatten. Eine Grundtendenz dabei war eine Art anti-ideologische Skepsis. Wir lernten zum Beispiel die Thesen von Lewis Namier und seinen Nachfolgern über die Geschichte des Parlaments im 18. Jahrhundert. Da wurde das herkömmliche negative Bild von

König George III gründlich revidiert. Er sei nicht der Zerstörer der urenglischen Freiheiten in der *Glorious Revolution* von 1688 sondern ein politischer Akteur unter vielen anderen. Bei Namier war Politik kein Siegeszug der Freiheit, sondern hauptsächlich Interessenspolitik, Patronanz oder Netzwerkarbeit. Trotz ihrer hehren Erklärungen hätten die verschiedenen Whigfraktionen keinen größeren moralischen Wert als die Partei der königlichen *Placemen*. Die größere Zielscheibe dabei war die sogenannte Whig-Geschichtsauffassung, die von Herbert Butterfield in einer breit angelegten Polemik auseinandergenommen wurde.¹ Es ging hier gegen den Fortschrittsoptimismus der englischen liberalen Historiographie, wie er beispielweise in den klassischen Arbeiten von William Lecky oder Thomas Babington Macaulay zu lesen ist.

Diese Skepsis war wohl doppelschneidig, denn sie richtete sich tendenziell nicht gegen liberale, sondern auch gegen linke wie rechte Ideologisierung. Das sah man auch bei der anderen Debatte über die Sozialgeschichte über den angeblichen Aufstieg der Gentry-Klasse in England des 17. Jahrhunderts. Die neuere marxistische Geschichtsschreibung (Christopher Hill, Lawrence Stone, E.P. Thompson, et.al.) wurde zwar nur teilweise in der Schule rezepiert, aber wir lernten schon eine vereinfachte Version der berühmten Thesen von R.H. Tawney.²

Fragen der Methoden oder Geschichtsphilosophie wurden in der Schule kaum diskutiert. Wir näherten uns diesen anhand der Kontroverse zwischen Geoffrey Elton und E. H. Carr. Carr galt als Fürsprecher eines Relativismus, allerdings von den späteren Positionen der Postmoderne noch sehr weit entfernt.³ Die Wirkung von Carrs Buch *What is History?* hat Richard Evans folgendermaßen resümiert:

»I devoured its witty and cogent attacks on the kind of history I had been taught at school – dominated by high politics and diplomacy, bereft of theory, and entirely innocent of any consciousness that it might be serving some kind of ideological or political purpose. It rudely knocked the sacred texts of the historical profession, such as the New Cambridge Modern History off their pedestals, to the general applause of all of us who were forced to plough our way through them.«⁴

Dem gegenüber stand Geoffrey Elton, der die Werte einer rigorosen Quellenkritik vertrat und uns schon als der »Oberlehrer« der Geschichte des Tudor-Zeitalters und der englischen Reformation bekannt war; sein Hauptwerk war

1 Herbert Butterfield, *The Whig Interpretation of History*, London 1931.

2 R. H. Tawney, *Religion and the Rise of Capital; A historical Study*, London 1922.

3 Edward Hallet Carr, *What is History?*, London 1962 [Dt. Was ist Geschichte? Stuttgart, 1972]

4 Richard Evans, *The Two faces of E. H. Carr*, <http://www.history.ac.uk/ihr/Focus/Whatishistory/evans10.html> (abgerufen 20. 6. 2009); vgl. Richard Evans, *In Defence of History*, Cambridge 1997; andere Meinungen zu Carr: <http://www.history.ac.uk/ihr/Focus/Whatishistory/carr1.html> (abgerufen 20. 6. 2009)

The Tudor Revolution in Government, in dessen Zentrum die weitgehende Modernisierung in der englischen Verwaltung stand, die von Thomas Cromwell, dem Kanzler von König Heinrich VIII, initiiert worden sei.⁵

Außerhalb des normalen regelmäßigen Unterrichtes gab es in der Schule einen aktiven Geschichtsverein (History Society). Wir luden verschiedene Gastredner ein, von denen nicht alle mit Geschichte viel am Hut hatten. Zum Beispiel kamen Vertreter von der Sowjetischen oder auch der Nigerianischen Botschaft, die ihre Regierungen gegen unsere Kritik verteidigen sollten. Hier komme ich auf den Druiden zu sprechen, den der Geschichtsverein eines Tages als Gast einlud, um über die druidische Geschichtsauffassung zu referieren. Mein Lehrer – Paul Ramage – und ich holten den kleinen zierlichen, weissbärtigen Mann aus einem semi-detached Haus in Süd-London ab und fuhren ihn in unsere Schule. Nach fünf Minuten fragten wir, ob er vor hatte, zur Sonnenwende nach Stonehenge zu pilgern. Da klärte er uns ziemlich schroff über die Spaltung unter den Druiden auf. Er und seine Genossen hätten mit sowas überhaupt nichts am Hut, das sei eine Sache für Hippies, nicht für echte Druiden. Es erinnerte – im Nachhinein betrachtet – an linke Fraktionskämpfe. Gravierender für uns war seine weitere Behauptung, dass er – wie alle Druiden – die Geschichte für Unsinn hielte. Dies begründete er logisch mit dem druidischen Glauben an die Reinkarnation. Alles drehe sich im Kreise. Mein Lehrer wirkte etwas angespannt. Als der Druide dies später in seinem Vortrag wiederholte, kam aus dem Publikum die Frage, wie er dann den Anstieg der Weltbevölkerung wohl erklären könne. Er antwortete sinngemäß, dass es den Anstieg gar nicht gäbe. Es gäbe noch viele leere Gebiete in Indien, nur seien die Menschen viel mehr in urbanen Zentren konzentriert als vorher.

3. Politisches und familiäres Umfeld

Im August 1968, als ich mein Geschichtsstudium im *Advanced Level* (Matura) anfang, war außerhalb der Schule viel los, das mich und meine Freunde bewegte. Ich war ohnehin ein vergleichsweise politisch bewusster Jugendlicher, kam aus einem links-liberalen bürgerlichen Milieu. Meine Eltern waren »militant pazifistisch« eingestellt, ich hatte bereits mit 7 Jahren meinem ersten Ostermarsch gegen Atomwaffen beigewohnt. Da soll ich gefragt haben – als Reaktion auf die Rufe »Tories out! out! out!« –, »warum man die Touristen hinauswerfen will?«. (Die *Tories* – also die Konservativen waren seit 1951 an der Macht gewesen). Mein Vater war humanistisch und christlich gesinnt, er hatte im Zweiten Welt-

5 Geoffrey Elton, *The Tudor Revolution in Government*, London 1953; ders., *The Practice of History*, London 1967.

krieg als *Conscientious Objector* den Kriegsdienst verweigert und stattdessen zuerst im Londoner Feuerwehr anschließend zu Kriegsende für das Rote Kreuz in Holland und Deutschland gearbeitet. Beim Wahlkampf 1964 engagierte er sich für die Kandidatur unseren Pfarrers (Reverend Patrick Figgis) im Wahlkreis von Barnet (Nord London), der für die Abschaffung der britischen Atomwaffen war. Figgis war ein brillianter Prediger an der »Union Church«. Er hatte aber natürlich absolut keine Chance gegen den amtierenden konservativen Abgeordneten, den damaligen Schatzkanzler Reginald Maudling. Figgis bekam 707 Stimmen, Maudling siegte mit 25.537 (48 %) Stimmen, und die konservative Regierung wurde aber abgewählt.

Vor diesem Hintergrund war ich mehr oder weniger vorbestimmt, gegen den Vietnamkrieg eingestellt zu sein. Ich habe also nicht gegen, sondern teilweise Seite an Seite mit meinen Eltern (und Schwestern) demonstriert. 1967 wurde ein von mir verfasster Brief gegen die US-Vietnam Politik in einer BBC Sendung vorgelesen.

Trotzdem war ich von meinen Mitdemonstranten anscheinend nicht immer überzeugt, denn ich schrieb in meinem Tagebuch zu einer (etwas später stattfindenden) Demonstrationen:

19. April 1969

Went on Easter march CND interesting – all the riff raff – Madame Binh – heroic but Maoists etc wearisome – Bourgeois decadence romanticising – either hypocrisy – or hardship and struggle – romanticising and confusing with jargon.

Madam Binh gehörte zur nordvietnamesischen Delegation bei den Pariser Friedensverhandlungen, die aber im Mai 1968 noch nicht angefangen hatten; damals schien sich der Krieg auf immer furchtbarer Weise auszuweiten. Mein weitgehend von meinen Eltern übernommener Standpunkt war, dass die US-Regierung sich zurückziehen oder zumindest verhandeln solle. Allerdings unterstützte ich den nordvietnamesischen Kriegseinsatz nicht. Ich erinnere mich, wie meine Schwester und ich im Hyde Park mit einem Aktivisten diskutierten, der uns das Schlagwort *Victory for the National Liberation Front* [d.i. die Nordvietnamesische Armee] einreden wollte. Das ging mir zu weit.

Im Frühjahr 1968 verbrachte ich zwei Wochen in Frankreich, allerdings nicht auf den Barrikaden in Paris, sondern auf einem Bauernhof der Familie Lecat in der Normandie; dort sollte ich meine Französischkenntnisse aufbessern. Mein großes Interesse – abgesehen von der unerreichbaren älteren Schwester meines Austauschpartners Didier – galt nicht den Turbulenzen in Paris, sondern dem neusten Stand des sehr aufregenden internationalen *Cricket* Spiels (*Test Match*) in den *West Indies*. So wanderte ich durch die normannische Landschaft mit meinem Radio am Ohr, in der Hoffnung den neusten Stand zu erfahren. Wenn meine Französischkenntnisse ausgereicht hätten, mit der Familie Lecat über die

politische Lage in Paris zu diskutieren, so hätte ich vermutlich keine sehr positive Meinung über die demonstrierenden Studenten gehört.

Die Atmosphäre der Revolte hatte natürlich Auswirkungen auf den Alltag der Schule, die heute wohl etwas lächerlich wirken. Es ging beispielweise um das Tragen von Schuluniformen, Krawatten und natürlich auch um den Haarschnitt bzw. die Haarlänge. In einer sehr moderaten bürgerlichen Form kam auch in meiner Schule der Generationskonflikt in Form einer allgemeinen Respektlosigkeit zum Tragen. Da aber die Schulleitung doch ziemlich liberal war, wurden die Ansätze zur Rebellion meist früh entschärft, und wir blieben mehr oder weniger brav.

4. Geschichtsstudium in Cambridge

Als ich im Oktober 1971 in Cambridge zu studieren anfang, wehte noch der Wind von 1968. Es gab eine Menge Diskussionen, Besetzungen und Forderungen nach Reformen und sogar Revolution. Von einigen wurde mit großer Überzeugung von der *final crisis of Capitalism* gesprochen.

Unter den konkreten, etwas wenig revolutionären Fragen, die sich für die Studentenschaft stellten, lassen sich zwei hier erwähnen:

- 1) Die Koedukation, also die Öffnung der Colleges für Studenten beiderlei Geschlechts. Ich erinnere mich, dass am Trinity College, wo ich studierte, die Kostenfrage der Umstellung von den Gegnern der Koedukation ins Spiel gebracht wurde. Man warnte konkret davor, dass man eine Menge neuer Spiegel installieren müsse, wenn einmal Frauen zugelassen werden würden. Jedenfalls blieb das Geschlechterverhältnis in Cambridge weiterhin etwa 5:1 zu Ungunsten der Studentinnen.
- 2) Im Bezug auf Studienreformen war ein Hauptstreitpunkt die Einführung der Soziologie als Studienrichtung. Sie galt einigen im akademischen Establishment als suspekt, vielleicht weil einige Jahre zuvor an der *London School of Economics* Soziologie-Dozenten wie Robin Blackburn angeblich als Rädelsführer der Revolte agierten.

Diese und andere Streitfragen wurden, trotz verbalem Radikalismus und gelegentlicher *Sit-ins*, in einem milden paternalistischen Klima ausgetragen. Davon abgesehen gefiel mir an Cambridge die Erfahrung, einige der Historiker, deren Bücher ich gelesen hatte, nun »live« erleben zu können. Unter ihnen war auch Geoffrey Elton, der nunmehr Regius Professor (also von der Krone ernannt) war. Auch hier gab es eine gewisse anti-ideologische Skepsis, manchmal sogar eine gewisse Borniertheit gegenüber kontinentaleuropäische Debatten. In Trinity war der Unterricht im Seminar über den »Imperialismus« (»The Expansion of

Europe«) von der Schule um Jack Gallagher, einem sehr freundlichen, aber auch zynischen Professor, geprägt. Seine Position kann man vielleicht am besten als anti-liberalen »Realismus« etikettieren. Der Imperialismus war nicht moralisch im Sinne von Hobson zu verurteilen, aber auch nicht im Sinne von Lenin als Folge der eisernen Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus zu verstehen, sondern als das komplizierte Zusammentreffen von einem Bündel struktureller und kontingenter Faktoren. In diesem Kontext hörte ich zum ersten Mal den Namen Hans-Ulrich Wehler. Uns wurde gesagt, dass er in seiner Imperialismus-Interpretation (Sammlungspolitik) Unrecht hatte, doch ich weiß leider nicht mehr wieso. Fairerweise muss ich auch erwähnen, dass ich von einem Dozenten aus der gleichen Imperialismus-Schule zum ersten Mal den Namen Ferdinand Braudel hörte, der sein Buch *La Méditerranée* als »eines der größten Geschichtsbücher, das jemals geschrieben worden sei« bezeichnete.

Marxistische Geschichtsauffassungen waren in der einen oder anderen Form auch zu hören. Moses Finley, ein sehr sympathischer amerikanischer Historiker, hielt Vorlesungen über die Antike Politische Philosophie. Beim Studium der industriellen Revolution kämpften wir uns durch die sogenannte »Standard of Living Question«; hier ging es – vereinfacht gesagt – darum, ob Engels in seiner Beurteilung der Lage der englischen Arbeiterklasse recht hatte, oder nicht. Mit steigender Frustration las ich im *Journal of Economic History* die Auseinandersetzungen über die Qualität und Kosten von Eiern auf Märkten und ähnliche Detailfragen. Marx selbst stand nicht im Programm; die politische Ideengeschichte (the *History of Political Thought*) beschränkte sich weitgehend auf die klassischen Texte von Machiavelli, Locke, Hobbes und Rousseau. Eine Ausnahme – vielleicht auch ein Hauch von 1968 – war Franz Fanon.

Der Marxismus-Leninismus hatte dennoch seine – meist sehr selbstsicher auftretenden – Anhänger. Es gab auch einige die »das sowjetische Experiment« verteidigen wollten, zumindest im Sinne einer historischen Notwendigkeit. Aber diese Position wurde nicht zuletzt durch den Einfluss von Alexander Solschenizyn immer schwieriger.

In Trinity haushierte in der Ferne E. H. Carr, der weniger als Marxist denn als technokratophiler Realist Lenins »Errungenschaften« gegen Stalins angebliche »Deformationen« retten wollte. Ich wurde von einem Schüler Carrs unterrichtet, mit dem ich freundlich stritt als er für Lenins Politik eine »Quasi-Verteidigung« aufstellte. Schließlich, um ein Indiz von Pluralismus zu demonstrieren, soll vielleicht erwähnt werden, dass ich auch Vorlesungen am anderen Ende des Spektrums besuchte, beispielsweise von Norman Stone, Maurice Cowling oder Edward Norman, drei Vorboten des Backlash gegen 68, bzw. geistige Wegbereiter für die Wende, die man in Großbritannien *Thatcherism* nennt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass ein Studium in Cambridge ein Paradies für einen intellektuellen Voyeur war, ein Ort, an dem Vorlesungen von

George Steiner, Gastredner wie Germaine Greer, Isiah Berlin, A. J. P. Taylor und viele andere am laufenden Band zu hören waren.

Im letzten Jahr meines Studiums war mein Interesse für deutsche Geschichte soweit gewachsen, dass ich einen Deutschunterricht (German for Historians) anfang. Meine Kenntnisse reichten jedoch leider nicht aus, um am Seminar von Jonathan Steinberg (über das Ende der Weimarer Republik) teilzunehmen. Ich musste mich mit dem ersten Vatikanischen Konzil und der päpstlichen Unfehlbarkeit begnügen (geleitet von Owen Chadwick).

5. Mitteleuropa?

Ich sollte an dieser Stelle kurz auch den Zusammenhang zu Österreich und Mitteleuropa ansprechen. Das fällt mir schwer, denn obwohl ich eigentlich von Mitteleuropa umgeben war, war mir das kaum bewusst. Natürlich waren mir der jüdisch-geprägten Stadtteile Nordlondons, wie Golders Green und Edgware, bekannt, schließlich fuhr ich jeden Tag im Bus die *Finchley Road* entlang und stieg meistens in Golders Green um. In meiner Schule war bis zu einem Drittel der Mitschüler jüdischer Herkunft, meistens liberal bzw. nicht praktizierend. Um die Ecke von der Schule war *Maresfield Gardens*, der letzte Wohnsitz von Sigmund Freud, doch mein Interesse galt eher den Bewohnerinnen der Mädchenschule in der genannten Straße. Auch in Cambridge war die mitteleuropäische bzw. jüdische Herkunft der von uns studierten Historiker – ob Namier (Polen), Elton (Prag) oder auch Erich Hobsbawm (Wien und Berlin) – kein Thema. Der einzige ex-österreichische Historiker, den ich in Cambridge persönlich kennenlernte, war Walter Ullmann, ein liebenswürdiger Professor der Mediävistik in Trinity, der uns über Kanonisches und Römisches Recht aufzuklären versuchte. Außerdem hörte ich in Trinity den Physiker Otto Frisch vortragen, aber seine österreichische Herkunft interessierte mich nicht, sondern die Tatsache, dass er am Bau der Atombombe gearbeitet hatte und daher – aus meiner Sicht – »Dreck am Stecken« hatte. Einmal hatte ich das Glück, den großen Reform-Pädagogen Ivan Illich, ein sehr charmanter Mensch, kennenzulernen und eine Stunde durch Cambridge zu begleiten. Dass er in Wien geboren war, und 1941 von dort wegen seiner jüdischen Herkunft flüchten musste, habe ich erst bei der Vorbereitung dieses Beitrages entdeckt.

Österreich selbst kam damals – wie auch heute – in den englischen Medien kaum vor. Bruno Kreisky war mir wohl bekannt und nicht zuletzt durch seine Assoziierung mit Willy Brandts Ostpolitik ein positiv besetzter Name. Einzelheiten wusste ich keine.

Über meine eigene österreichische jüdische Herkunft wusste ich nur, dass meine Mutter vor dem Krieg von Österreich nach England gekommen war. Über

das tragische Schicksal ihrer Eltern – Heinrich und Alice Scheuer – wurde aus mir heute durchaus verständlichen Gründen nichts gesagt.

6. Kritik und Selbstkritik

Nicht alle Kreter sind Lügner, aber manche romantisieren ihre Insel. Zum Schluss komme also zur Kritik an den »68ern«. Zu Sex, Drugs, und Rock and Roll habe ich nicht allzu viel zu sagen. Über die moralische Zersetzung, die angeblich von den 68er angezettelt wurde, lässt sich im Rückblick sagen, dass diese meist sehr moderate Formen annahmen, vielleicht wurde in mancher Hinsicht nicht genug zersetzt. Eine Erbschaft von 68 in England war eine fast reflexartige Respektlosigkeit in den Medien, aber auch im Erziehungswesen. Manchmal wurde sicherlich übers Ziel geschossen, andererseits – wenn ich an meine ersten Erlebnisse von Politikerinterviewes in den österreichischen Medien der achtziger Jahren zurückdenke – war dort (von Ausnahmen wie Peter Huemer abgesehen) eher ein Überschuss als ein Defizit an Respekt für Politiker zu beklagen.

Ein letzter, wichtigerer Punkt, der vorgebracht wird, ist der Vorwurf, dass die tuentenbewegung sich wegen ihrer »Einäugigkeit« in Bezug auf den Kommunismus kompromittierte, dass sie entweder aktiv die kommunistische Tyrannei unterstützt, oder wenigstens die Rolle von »nützlichen Idioten« gespielt hat, kurzum dass sie über Vietnam so entrüstet war, dass sie Prag vergessen habe.

Nur in einem Punkt würde ich diesen Vorwurf gelten lassen, und zwar in Bezug auf Maos China. Die monströse Tragweite und die blutige Tragik der Kulturrevolution habe ich, wie auch meine Freunde, nicht gesehen. Maos China übte irgendwie die Anziehungskraft des Exotischen auf uns, erschien – anders als die Sowjetunion – als eine nicht bzw. noch nicht korrumpierte Utopie. In Cambridge gab es auch namhafte Lehrer, die uns in dieser Ansicht bekräftigten, etwa die Poncho tragende Wirtschaftswissenschaftlerin Joan Robinson. Ich bin dieser Fantasie teilweise verfallen, nicht so sehr aus ideologischen Gründen als aus jugendlicher Romantik. Eine Zeitlang überlegte ich sogar einen Studiumswechsel auf Sinologie. Von Vertretern der *Society for Anglo-Chinese Understanding* wurde ich ausgefragt, um herauszufinden, ob ich würdig wäre, auf an einer Gruppenreise nach China teilzunehmen. Ich wurde zwar für würdig befunden, konnte dann aber aus Geldmangel doch nicht fahren.

Von diesem Lapsus abgesehen, das ich im Sinne der maoistischen Selbstkritik durchaus bekenne und bedauere, kann ich die Kernkritik, die im Schwarzbuch Kommunismus und anderswo liegt, nicht akzeptieren. Meine Freunde und ich wussten genug über den Stalinismus und die Sowjetunion, um beides kategorisch abzulehnen. Allerdings war die Verurteilung der US-Intervention in Vi-

etnam für uns kaum weniger unmoralisch und sie geschah in unserem Namen und mit der Unterstützung der britischen-Labour-Regierung. Im Nachhinein sehe ich keinen Grund diese Haltung in Frage zu stellen (nur im Hinblick auf den Irak-Krieg kann man heute vielleicht die Weigerung des Premier Minister Harold Wilsons, britische Truppen nach Vietnam zu schicken, besser honorieren als wir damals getan haben). Auch später, als das Schicksal der sogenannten »Boat People«, Flüchtlinge aus Nordvietnam, eine große Wirkung vor allem auf die französische Intellektuellenszene hatte, sah ich auch keinen Grund meine Haltung zu revidieren. Ich lernte als Sprachlehrer einige vietnamesische Familien in London kennen. Die Regierung Vietnams haben sie verständlicherweise gründlich verdammt, aber ich habe keinen kennengelernt, der positiv über den amerikanischen Einsatz sprach.

Und vor allem haben wir Prag nicht vergessen. Im Gegenteil, wir beobachteten zuerst fasziniert – mit einem vielleicht naivem Optimismus – den »Prager Frühling« als er sich entfaltete. Und wir demonstrierten auch gegen den sowjetischen Einmarsch im August. In meinem Tagebuch steht:

September 1968

My initial reaction was one of disbelief at the immorality of it and the Russians' attitude. The change from treacherous words into actual brute force is never believed until it happens. I only hope that some good survives.

Einige Monate später, als Dubček schließlich abgelöst wurde, schrieb ich:

19. April 1969

Dubček is forced out of office in CSR: little though I knew of him I must say that my enthusiasim, admiration, hero worship of him knew no bounds and still does not. He is an individual but a representative of the Czech nation – by a miracle he stayed in office – the people rallied round him but his dismissal was I think inevitable. New man Husak will obey Russia reluctantly perhaps Dubček will go down in (>my< history at least) as a great man, and I feel even more strongly now that the Russians quite simply will not be able to reimpose Stalinist type austerity exploitation on them...

Meine Teilnahme war sicherlich auch die Folge der freundschaftlichen Beziehung meiner Familie zu einer tschechischen Familie. Ohne diesen persönlichen Bezug wäre ich wohl nicht so berührt gewesen. Aber dies wiederum scheint mir ein starkes Argument für jene Ostpolitik, welche die Förderung von menschlichen Verbindungen und menschliche Teilnahme zwischen Ost und West zum Mittelpunkt hatte. 1970 konnte ich selbst zum ersten Mal die Tschechoslowakei besuchen. Die »Normalisierung« hatte noch nicht voll eingesetzt.